

Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Ein Privattelegramm war für Roth gekommen, und Bendel fühlte sich gegen seine Gewohnheit unruhig. Die starken Eindrücke des Morgens von dem hoffnungslosen Kampf der Arbeitslosen, noch verstärkt durch die Begegnung mit Forsmann, der jetzt drunten in einer Kellerkneipe auf ihn wartete, riefen Helge den Krach ins Gedächtnis zurück, damals, als der schwedische Agent zu Fall gebracht wurde; und all die Nervosität, die diese Katastrophe ihm verursacht hatte, erwachte aufs neue. Es kam ihm vor, als ob die Börse heute gleichsam besonders hervorhübe, wie alles in diesem Land unsicher war und nur im augenblicklichen Moment der Gegenwart bestand. Mit einem kalten Schauer, als ob ihm ein Eisball das Rückgrat herunterlief, stellte sich Bendel den schrecklichen Fall vor, gerade jetzt arbeitslos auf die Straße gesetzt zu werden. So etwas machte man nicht zweimal durch. Und er sah eine ganze Galerie von heruntergekommenen Wandstelen, die aus dereinst ausgezeichneten Stellungen in den Schlämm geraten waren und da ein unheimliches Alkoholdasein dahinschleppten, bis sie, einer um den andern, durch Delirium oder Selbstmord verschwanden. Aber immer neue rangierten sich ein, und über den Lumpen glänzten oft adlige Namen und gräßliche Wappenschilder, militärische Titel oder die Initialen bekannter Handelsfirmen. Wie groß auch die Welt sein möchte, im Brennpunkt des Elends, in Chicago, trafen alle zusammen. Wie oft hatte nur allein er solche dereinst beneideten Schulkameraden getroffen, die ihn daheim nicht hatten grüßen wollen, wenn er ein Musterpaket trug. Jetzt grüßten sie.

Sollte nun auch er — — —

Was stand in diesem verfluchten Telegramm, das er nicht aufbrechen wagte, weil das Privat Siegel, eine ovale Siegeladmarke, so fest darauf klebte? — Und wo war Roth?

— Wo ist dein J. D.? — Wir brauchen mehr Raum — habt ihr Platz für zwanzig Wagenlasten...?

Während er im Gedächtnis Namen und Zahlen aufzeichnete, suchte er weiter.

Agenten schrien ihm im Vorüberhasten zu.

Die Uhr schlug eins, und der Warnungsgong, der jetzt alle fünf Minuten vor Börsenschluß, ein Viertel über ein Uhr, erklingen mußte, schlug einen dumpf vibrierenden, ersten Schlag. Der Värm nahm zu.

— Vielleicht ist er drunten auf dem Kontor, fiel es Helge ein.

Er bogte sich die linke Treppe hinunter, in deren Biegung Laufjungen und Boten in ihrem Eifer stolperten und Gefahr liefen, zertreten zu werden. Der Staub war zum Ersticken. Die auf und ab steigenden Gesichter glichen den Gesichtern Verrückter, die Augen schienen aus ihren Höhlen zu quellen, und die Mäuler leuchteten, wie die Mäuler einer Koppel von jagenden Hunden, mit roten Zungen in aufgesperrten Rachen. Namen wurden ausgeföhrt in allen Tonarten, vom gellenden Notruf bis zum heiseren Nöcheln:

— Bradford — Mayer — Brown — nein, nein, Telegramm! — Armour —

Die frische Kanarluft füllte die Lungen. Die Straße dröhnte wie Musik, ein fröhliches Orchester in Marschtempo, und die schrägen Strahlen der Sonne glitzerten in den Scheiben der Zwanzigwohnhäuser. Alle Fensterschilder blinkten.

Aber innen im Kontor herrschte eine dumpfe, unbehagliche Stimmung. Nach Weihnachten kam die Reaktion, und die Zahl der Reisenden sank bis auf ein Minimum. Auf den Trottoiren hatten die verklebten Linien gemietete Anreißer aufgestellt, die sich untereinander um die Opfer schlugen, die sie zum Billettkauf zu verlocken suchten. Die Preise wurden unaufhörlich herabgesetzt, und gleichzeitig schrieben die Hauptkontore drohende und scheltende Briefe, die von Verringerung an Gehältern und Personal sprachen.

Aber das Schlimmste war der fortwährend erwartete geheimnisvolle Inspektor, von dem noch nicht einmal jemand wußte, wie er hieß. Helge pflegte seinen Namen bei sich

selbst zu wiederholen, seit er ihn in dem Privatbrief an seinen Chef gelesen hatte, und er erschien ihm zugleich stolz und grausam, wie eine Prokuratorunterschrift mit Adlerwappen unter einem Todesurteil:

— S. Maitland Wolsey.

Dieser Name war es, der vielleicht sie alle fällen würde gleich reifer Saat unter der Sense. Und wenn er das schwere Schweigen in allen Abteilungen bemerkte, wo nur Herrn Swansons Raubschleichen vernehmbar war, oder eine Feder einsam kratzte, so murmelte er in Gedanken:

— S. Maitland Wolsey. — S. Maitland Wolsey . . .

Herr Roth war nicht da.

Der kleine Burke, einer der Buchhalter, machte sich im Frachtkontor mit ein paar Kopien zu schaffen.

— Weiß man etwas? flüsterte er, über Bendel gebeugt, ängstlich.

— Nein, erwiderte dieser.

— Es sind zwei Eiltelegramme für Ranch gekommen und ein Longdistance-Telephon. Jetzt ist er bei einer Beratung. Ich habe mich nach einer Stellung bei Grand Trunk und Coofs erkundigt, aber die entlassen ihre eigenen Leute.

— Sch! warnte Bendel, der Swanson nach ihrer Richtung herüberschielte sah. Geh' an Deinen Platz!

Er begann zum Schein das Porträtbuch durchzusehen, dachte aber dabei fortwährend an die Zukunft. Ob er vielleicht zum Zeichner an einer Tageszeitung taugte? Er kannte ein ganz Teil der Kniffe beim Tuschezeichnen, dem Schnellvergrößern von Porträts, den Klischees für Straßenvorkommnisse, den Schwindel mit Photographien, die Art, von andern abzuschreiben und zu entlehnen usw.; aber die eigentliche Geschicklichkeit und Praxis fehlten ihm. Die Abendstudien nützten nichts, und alles war so teuer. Den letzten Monatsbeitrag in dem kleinen Künstlerklub hatte er noch nicht bezahlt.

Mühsam blickte er zum Hallenfenster hinaus. Sogar das Hotel war still. Hinter den Mahagoniverschlägen lungerten Diener und Kellner, Kassierer und Portiers beschäftigungslos herum. Die großen Register nahmen kaum alle zwei Tage einen neuen Namen auf, und das Klappern der Billardbälle war verstummt. Reuter hielt sich jetzt, seit der Kampf richtig im Gang war, meist auf dem Börsenkontor auf. In einem dunkeln Winkel neben der Wärmeleitung, wo die Negerboys sich auf einer Bank räkelten oder auf amerikanisch „Kopf und Wappen“ spielten, saß Morley und schlief. Helge fragte sich, ob er wohl auch im Schlaf das Whiskygespenst sähe.

Er selbst hatte die letzten Nächte von diesem Mann geträumt, der aus England kommen sollte. Immer war er im Kontor, aber manchmal sahen an den Kulden Personen, an die er längst nicht mehr dachte. So sah einmal Görlich' Nefte an der Kasse, und in einer andern Nacht einer der Lehrer aus der alten Kinderheimat auf dem Land. Dann ging die Tür auf und der Erwartete trat ein. Neulich nachts hatte er das Aussehen des alten Bucherers Larsson, denselben Badenbart, dieselben Vatermörder, und denselben harten, lauerten und hohnvollen Ausdruck. Die Nacht darauf war es ebenfalls Larsson, und noch nicht. Er war jünger, und der Badenbart war rot. Schließlich wurde der Kassier in der Feuerversicherungsgesellschaft daraus. Und wieder in einer schlummerunruhigen Nacht sah er zu seiner Verwunderung, daß der Fremde der Vater war, dessen Bioge sich aber später im Traum in die Reuters verwandelten.

Der Vater war tot. Das Herz stand eines Tages still; fünf — nein, sechs Jahre war es her. Und dann — wie war es doch? Ja, zwei Jahre später die Stiefmutter. Jetzt lagen sie, jedes in seinem Grab, auf dem Neuen Friedhof, Gott mochte wissen, ob er jemals ihre Hügel sehen würde!

Großvater war gleich nach seiner Abreise gestorben. Damals korrespondierte er noch mit der Heimat. Jetzt waren es vier Jahre her, daß er keinen schwedischen Brief mehr erhalten hatte. Der letzte war von seiner Halbwchwester gewesen, die schrieb, sie habe sich mit einem Zollbeamten verlobt. Seitdem war es still, was wohl im Grund sein eigener Fehler war; er hatte nicht schreiben mögen, weil ihm schien, er hätte nichts zu berichten.

Da kam Roth quer über die Gasse! Er kam aus der Bar, mit aufgeklopftem Ueberzieher, und kante an irgend etwas, vermutlich an einer Gerbirznelke. Selge hatte es plötzlich eilig; er las laut vor sich hin aus dem Buch, als notiere er eine Frachtbestellung:

— Kontrakt 970. Zwanzig Waggone Lebensmittel für Nelson, Morris u. Co.

Die Tür klappte.

— Ein Telegramm, Wendel?

— Bestimmungsort: Fairfield Bading Co., via Liverpool — las Selge eifrig und blickte dann auf, ein bißchen verwirrt, wie nach langer Vertieftheit in Geschäftstransaktionen:

— Wie — Telegramm? — Jawohl, bitte — habe Mr. Roth überall gesucht . . .

— Oh — ich war — in Reuters Kontor.

Er riß das kleine strohgelbe Kuvert auf, dessen roter Verschluss zeigte, daß die Depesche europäisch war, überflog sie und schob sie dann mit erkünsteltem Gleichmut in die Manteltasche.

— Ich geh' nach Hause, Wendel. Wenn die Post erledigt ist, so schließt. Nichts weiter heute.

Er machte Kehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Hinter der Wand.

Skizze von Schalom Asch.

Mitten im Felde liegt ein großer, schwarzer Festungsbau, umgeben von einem breiten mächtigen Flusse. Am Abend, wenn alles still wird und schweigt, rauschen die Wellen . . .

Drinne waren alle Stodwerke mit Gefangenen besetzt. Tagsüber schien es ein totes Gebäude zu sein, eine Katakombe, deren Höhlen mit lebenden, gefunden Menschen bevölkert waren — die Sträflinge schliefen auf ihrem Strohsack oder betrachteten bis zum Bahnfinnigwerden das Gesims des Dens oder einen anderen Gegenstand.

Gegen Abend aber lebte das Haus auf. Ueberall wurde an die Wand geklopft, und dank des geheimen Alphabets begannen lange Gespräche. Ein schwerer Tritt auf dem Korridor versetzte zuweilen das ganze Haus in Schwingen. Doch kaum war der Wärter verschwunden, so wurde alles wieder umso lebhafter.

Die Gefangenen gewöhnten sich an ihr stummes Dasein. Sie konnten nur noch mit den Fingern reden und erkannten schließlich sogar am Klopfen den Charakter ihres Partners und selbst seine soziale Stellung. Zuweilen wandelte sie allerdings die Lust an, zu schauen, ein wenig zu sprechen, nur um ein schlafendes Organ wieder einmal zu gebrauchen — um zu sehen, ob es seine Aufgabe noch erfüllt.

Als nun eines Abends das ganze Gefängnis in lebhafter Unterhaltung begriffen war, vernahm man plötzlich ein frisches, junges, kräftiges Lachen — es war die helle Stimme eines jungen Mädchens. Die Gefangenen erschrafen. Da ging gewiß etwas außergewöhnliches vor. Und das Klopfen an den Wänden hörte auf, schweigend lag das Gefängnis da. Doch zum zweitenmal erklang das sonnenhelle Lachen zwischen den Mauern . . . seltsam . . . als finge ein Toter an zu reden.

Sie war fast noch ein Kind, die da lachte. Als man sie aus dem Hause der Mutter fortgeholt, hatte sie den Ernst ihres Falles gar nicht begriffen. Stolz war sie aufgestanden und den Polizisten in romantischer Haltung gefolgt. Nach einem solchen Abenteuer erwartete sie etwas sehr Ernstes, dessen Heldin sie sein würde. Doch so allein in den vier Mauern hatte die Einsamkeit ihr Herz mit schweren Händen bedrückt.

Lange weinte sie still vor sich hin. Dann war es ihr besser, und sie fühlte sich wieder als Heldin. Mit geballten Fäusten richtete sie sich auf ihrem Lager auf und hielt dreist die Brust hin, als sollte sie von den Kugeln der Soldaten durchbohrt werden. Doch sie erinnerte sich plötzlich, daß sie ja allein war, und schluchzte schmerzlich auf wie ein Kind.

Da eilte der Wärter hinzu und warf einen gereizten Blick durch den Judas. Als das Auge in dieser kleinen Oeffnung erchien, mußte das junge Mädchen auflachen. Als er sie sah — die einzige weibliche Gefangene — war der Soldat gerührt und lachte gleichfalls. Dann aber gewann das Pflichtgefühl die Oberhand, und er rebete wieder mit grober Stimme und setzte seine härtebeißige Miene auf.

So wurde die Disziplin zum erstenmal in dem düsteren Gebäude verletzt. Bald durchdrang die Kunde das ganze Gefängnis, ein junges Mädchen sei angekommen. Wie hatte man das erfahren? Sobald sie in die Zelle eingeschlossen, hatte man ihre Stimme nicht mehr hören können. Nur die Schläge des Geheimalphabets drangen durch die Wände. Auch sehen konnte man sie nicht, denn sie wurde allein zum Spaziergang geführt. Aber gewiß erkannte man die Frau am Gang, wenn sie durch den Korridor schritt.

Und dann auch war sie musikalisch, und um sich darüber hinwegzutrotzen, daß sie das Piano entbehren mußte, ickte sie sich gleich in den ersten Tagen artig in eine Ecke und klopfte mit dem Fuße

den Takt ihrer Lieblingslieder. Die Sträflinge in den finsternen Löchern hörten sie über ihren Köpfen, erkannten den Rhythmus und summten die göttliche Melodie vor sich hin.

Das ganze düstere Gebäude war durch die Anwesenheit dieses weiblichen Wesens wie verwandelt.

In der Nebenzeile lag ein junger Mann. Acht Monate seines Lebens hatten ihm die Kerkerwände schon geraubt, doch hatten sie sein feuriges Herz nicht zu erstarren vermocht. Er fühlte es nur in seiner Brust schlummern. Wenn er morgens aufgestanden, streckte er sich auf die Britsche und dachte stundenlang an Szenen aus seiner Kindheit, die ihm jetzt zulächelten wie aus einem Traum. So war die Energie, die in ihm wohnte, eingeschläfert. Es ließ ihn gleichgültig, ob draußen die Sonne schien oder ob es in Strömen regnete. Doch nur ein Hauch hätte genügt, um sein Herz aufzuwecken.

Hinter der Wand vernahm er den Schritt des jungen Mädchens, und als sie in der Abenddämmerung ein Nocturno von Chopin klopfte, verlor er sich in süßen Träumereien. Er sah einen jungen Wald in den ersten Tagen des Frühlings. Hier und da irren noch Sonnenflecke zwischen den kleinen Bäumen umher . . . ein verlassenes Schloss spiegelt sich schwermüdig in der blauen Flut . . . ein junges Mädchen wandelt unter den Fichten. Von stillem Geheimnis umhüllt, schreitet sie sacht zwischen den Stämmen — sie kommt aus einem fremden Land und wandert in eine fremde Welt . . .

Er hatte schon versucht, durch die Wand mit ihr zu plandern — die Finger gestanden ihr seine Liebe.

„Wer bist Du? Ich errate, daß Du jung und schön bist, und liebe Dich. . . Ich bin stark wie ein Löwe. Wenn es Nacht ist, drücke ich die Mauer ein und komme zu Dir. An meiner Brust will ich Dich bergen wie ein Vöglein und mit Dir fliehen, weit . . . ganz weit . . .“

Sie hörte auf das Klopfen der Finger, doch ohne es zu verstehen, denn sie kannte das Geheimalphabet nicht. Aber wenigstens hatte sie das Empfinden, daß hinter der Mauer ein Herz klopfte, das ihr gehörte, daß eine Stimme da war, die sie rief. Und oft legte sie das Ohr an die Wand, um zu horchen . . . zu versuchen, diese geheimnisvolle Sprache zu enträtseln. Zuweilen klopfte sie auch, als könnten ihre Finger sprechen. Oder auch legte sie sich bei sinkender Nacht an der Wand auf die Erde, klopfte, um zu sehen, ob er da war, an der gleichen Stelle jenseits der Wand. So verharteten sie, und er sang ihr mit den Fingern Lieder durch die Steine und erzählte ihr seine Liebe.

Ohne sie zu verstehen, drangen ihr die Schläge doch ins Herz. Da lehnte sie die Stirn gegen die Mauer.

Eines Tages geschah nun jäh etwas, das das ganze schreckliche Gebäude erbeben ließ — ein Sträfling hatte entdeckt, daß der Galgen vor dem Gefängnis errichtet wurde.

Wie wenn der Regen in die Rinne tropft, senkte die ganze Nacht das Klopfen an die Wände durch die beängstigende Stille. Die Schläge überstürzten sich. Zuerst gingen sie von Wand zu Wand, dann vom Fußboden zur Decke. Sie tauschten Ratschläge aus, trösteten einander, befragten sich und nahmen Abschied. Dieses nächtliche Klopfen war, als schliche der Todesengel mit seinen Flügeln an die Mauern. Endlich verstummte das Geräusch nach und nach. Jeder Gefangene dachte in seiner Zelle wieder aus eigene Leben.

In dieser Nacht aber hatte das Klopfen des Nachbarn neben dem jungen Mädchen einen seltsamen Ton angenommen. Seine Finger zitterten im Fieber. Gewiß hatte er ihr etwas Ernstes und Dringendes zu sagen. Sein Klopfen überhäufete sich . . . dann schwieg es, wie erschauernd. Sie erriet, daß er sein Antlitz an die Mauer preßte, daß er ihr durch die Wand Klisse gab, daß er erbittert wurde und krakte. Allein sie wußte nicht, was für ein Geheimnis er ihr anvertrauen wollte.

Draußen weinte und stöhnte der Wind, rüttelte an den kleinen eisernen Blendläden und strich um die Gitterstäbe. Wie war ihm die Zelle des jungen Mädchens schrecklicher erschienen.

Schon mehrere Male hatte sie geklopft, um den Nachbarn zu rufen, doch er schwieg, als sei er jetzt auf sie böse. Da schmollte sie und warf sich auf ihr Lager. Eine unendliche Traurigkeit kam über sie. Sie hätte wieder an die Wand gehen und ihn von neuem rufen mögen, doch sie wartete, bis er zuerst käme.

Eine unheimliche Stille herrschte nun im Gefängnis. Das Klopfen hatte ganz aufgehört . . . man vernahm nichts als den fernen Schritt der Schildwache. Vor Entsetzen sprang sie endlich auf, eilte zur Wand, klopfte, suchte, bat und schluchzte und rißte sich das Gesicht an den Steinen.

„Gib Antwort, was machst du?“ murrte sie. „Was ist geschehen? Oh, ich fürchte mich! Antwort! Gib mir Antwort! . . .“

Uebersetzt von
Hermann Hesse.

2] Gegenseitige Hilfe und organische Entwicklung.

Von Wilhelm Bölsche.

Wenn man sich mit dem Gedanken aber überhaupt einmal irgendwie angefreundet hat, daß auch innerhalb des darwinistischen Fortschritts- und Erhaltungsprinzips gegenseitige Hilfe eine nütz-

liche Variante sein könne, so muß es einem vor den großen Tatsachenketten des gesamten Tier- und Pflanzenlebens wie Schuppen von den Augen fallen: von den Wurzeln organischer Entwicklung bereits an muß die gegenseitige Hilfe schlechterdings die stärkste Macht, also darwinistisch gesprochen die glücklichste Variante im Verhältnis der Lebewesen zueinander gewesen sein, die überhaupt im Spiel war; denn nur so erklärt sich ihre fabelhafte Verbreitung dort und ihre schlechthweg entscheidende Bedeutung überall.

Gegenseitige Hilfe ist die absolute Grundlage aller höheren Entwicklung in der Tier- und Pflanzenwelt gewesen.

Ohne sie existierte der Mensch nicht, er existierte nicht einmal in der Form von Einzelindividuen.

Wenn die Einzelorganismen sich von Beginn an bloß beschlecht, gefressen, auf rohe Kraftausleben, bei denen immer nur ein Individuum als Sieger triumphierte auf der Blutstatt aller Konkurrenten, beschränkt hätten, so fehlte uns heute, nach hundert und mehr Millionen Jahren organischer Entwicklung, nichts Geringeres auf der Erde, als gerade das ganze Naturbild dieses Lebens, wie wir es mit bloßem Auge zu sehen gewohnt sind.

Die Lebewesen würden nämlich zunächst und als Hauptsache noch heute beschränkt sein auf die Urtiere des einzelligen (bloß aus einer einzigen lebenden Zelle bestehenden) Geschöpfes.

Wenn ich in diesem Augenblick von meiner Arbeit aufschaue und den Blick in die Landschaft unter meinem Fenster hinaus schweifen lasse, so umfaßt dieser Blick zahllose Lebensformen. Er gleitet über Sträucher und Bäume meines Gartens, die eine einheitliche Grasnarbe verknüpft. Vögel klattern und klettern an den Zweigen und suchen nach Insekten. Den See dahinter beleben Schwärme von Wildenten. Menschen fahren in einem Boot vorbei. Ein Raubvogel kreist im Blau. Fern über der Wasseroberfläche grenzt den Horizont ein braun verweilter Schilfrand und dahinter eine bläuliche Waldsilhouette ab.

Alles aber, was mein Blick so an sichtbaren Lebensgestalten umfaßt, sind Lebensverbände zu gegenseitiger Hilfe.

Ich meine dabei jetzt keineswegs die Art und Weise, wie etwa die Wasserbögel dort zu einem Trupp zusammenhalten oder gar die Fischer im Kahn gemeinsam handeln und einem Volksverbande angehören.

Ich meine es in dem Sinne, daß Gras wie Strauch wie Baum, Vogel, Insekt wie Mensch ungeheure Verbände von Zellen sind, — Verbände, in denen Einzelzellen zu gemeinsamer Arbeit auf Gegenseitigkeit, zu Arbeitsteilung im Wohle des Ganzen zusammenhalten.

Der Körper jedes einzelnen der Menschen dort ist das wunderbarste Erzeugnis eines solchen Zusammenhaltens von Milliarden von Lebewesen in Gestalt solcher Zellen, die einen verwickelten Staat bilden, aufgebaut auf das vollkommenste Prinzip gegenseitiger Hilfe. Niemand wird bei normalem Stande der Dinge, also bei vollkräftiger Gesundheit, vergewaltigt in diesem Staate. Alles dient dem Ganzen, und dieses Ganze garantiert das höchste Wohlergehen des Einzelnen. Niemals ist von menschlicher Phantasie eine Idealform des Staates zu absolutem Bürgerwohl erdacht worden, die sich auch nur entfernt mit dem messen könnte, was der Zellenstaat eines gesunden Menschenkörpers in Wirklichkeit darstellt.

Genau so ist es mit dem Vogel dort. Sein Flug ist ein Staatsakt in einer bewundernswerten Arbeitsteilung.

Der Strauch, der Baum dort sind sogar in doppeltem Sinne noch einmal solche Genossenschaftsprodukte. Eine Masse vielzelliger Individuen wie der Einzelmensch oder der Einzelvogel eines darstellt (jeder Sproß dort ist ein solches) ist zusammengewachsen zu einer nochmals umfassenderen Sozialeinheit mit gemeinsamem Gasaustausch. Bei den Siphonophorenquallen im Ozean verwachen in ähnlicher Weise Tausende von Einzelquallen zur „Staatsqualle“.

Und nicht nur die Arbeit all dieser Objekte da vor mir ist Genossenschaftsarbeit. Daß ich sie räumlich überhaupt sehe, verdanke ich diesem ihrem Zusammenhalten in riesigen Verbänden. Wenn sie sich wieder auflösen in ihre durchweg mikroskopisch kleinen Staatsbürger, ihre Einzelzellen, so würden Mensch und Vogel und Baum sich vor mir plötzlich verflüchtigen wie Nebel, würden größtenteils uns Unsichtbare zerfließen.

Wie man sich auch wenden mag: es erscheint kein Schritt in der ganzen organischen Entwicklung bedeutender, grundlegender, als dieser vom Einzeller zum Vielzeller.

Wohl sehen wir im Einzeller schon die Grundveranlagungen des Lebens als solche angedeutet. Auch erste Ansätze zu Organen sehen wir in ihm hervortreten. Aber der echte Ausbau dieser Organe liegt doch in der Arbeitsteilung des Vielzellers. Erst dort, in der gemeinsam produzierenden Genossenschaft, wird aus einem lichtempfindlichen Pigmentfleck ein echtes Auge. Erst dort ist das Gehirn geschaffen worden und im engeren noch einmal wieder mit ihm die Möglichkeit des Menschen als Denkwesen.

Die kleinen grünen Volvoxkugeln, die man aus unseren Tümpeln fischt, führen uns noch heute vor Augen, wie primitiv auch diese großartigste Wende einst angefangen hat: mit ein paar Duzend oder Hundert Zellen, die einfach gemeinsam, gleichsam Hand in Hand, ihr Element durchdruderten, fast noch ohne jede Arbeitsteilung. Was für eine Kraft des größeren Zuchtwahntums muß aber in dieser schlichten Variante gegenüber dem alten Einsiedelertum sofort gelegen haben, daß es zu diesem Herausgang jetzt kommen konnte vom Volvox bis zum Menschen!

Der Leser kennt jene merkwürdigen kleinen Radiolarien (Mädertierchen), einzellige tierähnliche Geschöpfe, die aus Kieselstoff tausenderteil höchst gierliche, allerhand menschliche Kunstornamente

vorweg nehmende Gebilde in ihrem weichen Zell-Leibe erzeugen und die Gaedel beschrieben und vollständig gemacht hat. In die nach allen Seiten wie zäher Schleim verfließende Protoplasma-Masse eines solchen mikroskopisch unigen Radiolarien-Tierchens sieht man bei sehr starker Vergrößerung oft gelbe Körperchen eingebettet, die man anfangs auch schon für Genossenschaftszellen im Sinne eines Volvox gehalten hat, bis man merkte, daß jedes dieser Kügelchen ebenfalls ein selbständiges Zellwesen, und zwar im Gegensatz zu dem umschließenden einzelligen Radiolarien-Tiere eine einzellige Pflanze verkörperte. Das einzellige Tier verzehrt diese einzellige Pflanze nicht, noch sucht die Pflanze das Tier zu seinem Schaden zu überwältigen. Beide haufen eng gefüllt miteinander in einem Sozialverhältnis gegenseitiger Arbeitsleistung, gegenseitiger Hilfe. Auf so früher Stufe ist es diesem Prinzip also schon gelungen, selbst zwei so heterogene Dinge zu einer festen Schutzgenossenschaft zusammenzuzwingen, wie eine Pflanze und ein Tier. Kein Wunder, wenn auf der einmal errungenen Stufe des Vielzellers die verwirrendsten Zusammenschlüsse noch wieder aus solchen Vielzellern ganz verschiedener Arten möglich wurden.

Auch solche Hilfsgenossenschaften beherrschen ganze Naturbilder unseres Planeten, die zu unseren geläufigsten gehören.

Die Flechte, die im vereisten Hochgebirge wie an der Polargrenze das pflanzliche Leben beschließt, verdankt ihr Dasein einer solchen innigsten Verschränkung und Vereinheitlichung einer Alge und eines Pilzes, also himmelweit verschiedener Sonderpflanzen.

Die Herrlichkeit des Frühlings mit seiner prangenden Blütenpracht schuldet wir wesentlich einem friedlichen Wechselverhältnis gemeinsamer Interessen bei der höchsten Pflanze und den höchst entwickelten Insekten.

Das Gebiet sogenannter „Symbiose“, das hier beginnt, ist aber geradezu uferlos.

Anfangs, als man einzelne eklatante Fälle kennen lernte, wie das Zusammenhalten von Ameisen und Blattläusen, von Krebsen und Seerosen, konnte es scheinen, als handle es sich hier bloß um ein paar Naturkuriosa. Heute wissen wir, daß die extremsten Fälle sich auf Schritt und Tritt wiederholen.

Die gesamte Tier- und Pflanzenwelt ist ein ungeheures Gewirre und Gewebe von lauter Symbiosen. Sind nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Der Naturhaushalt des Lebens auf unserem Planeten stände augenblicklich still, wie wenn man ihm die Sonne löschte, wenn man diesen Genossenschaftsfaktor herauslöste. Wir Menschen hängen auf Tod und Leben an der Symbiose mit Pflanzen, und diese Pflanzen wieder an der mit Bakterien.

Das alles erreicht aber noch immer nicht die volle Größe dessen, was historisch von dem Gemeinsamkeitsprinzip in vollkommenem Friedensschluß geleistet worden ist.

Das gesamte L i e b e s l e b e n im Sinne einer Einigung zweier Geschlechter baut sich auf diesem und nur auf diesem Boden auf.

Wir wissen heute, daß das Entscheidende dabei die Vereinigung einer Samenzelle mit einer Eizelle ist. Der wesentliche Zweck dieser Vereinigung liegt nicht bloß in der Anregung zur Teilung, zur Fortentwicklung der befruchteten Eizelle. Es ist heute bekannt, daß es auch Eizellen gibt, die sich unbefruchtet fortentwickeln, und der anregende Reiz kann in anderen Fällen auch durch irgendeinen künstlichen Ersatz, einen chemischen oder mechanischen Einfluß, erfolgen. Um was es sich in Wahrheit eigentlich handelt, ist die Mischung der Charaktere zweier verschiedener Individuen bei der Vereinheitlichung von Samenzelle und Eizelle.

In der Möglichkeit, im Erfolg solcher Mischung liegt abermals ein Grundelement aller Fortentwicklung, es liegt zuletzt der größte Einjah hier für das Inkrafttreten und Warten der ganzen Darwinischen Gesehe. In ihren geheimnisvollen Vererbungskörperchen, den Chromosomen, bringt jede der beiden Liebeszellen ihr Teil Sondercharaktere mit in das Spiel.

Das höchste und entscheidendste Wunder aber dabei ist, daß diese beiden Zellen im Akt der Begegnung nicht miteinander kämpfen, daß nicht die eine die andere als stärkere vergewaltigt und vernichtet, sondern daß auch sie in die innigste aller Symbiosen treten. Eine Symbiose, bei der ihre beiderseitigen Chromosomen sich so friedlich zugleich und so einig verbinden, daß ihr Werk fortan ein vollkommen harmonischer Doppelbau wird bis zu dem Grade, daß das Produkt, das Kind, durchaus wieder als Individuum erscheint, obwohl es bis in jede Faser doch den Doppelsprung noch in sich zur Schau trägt.

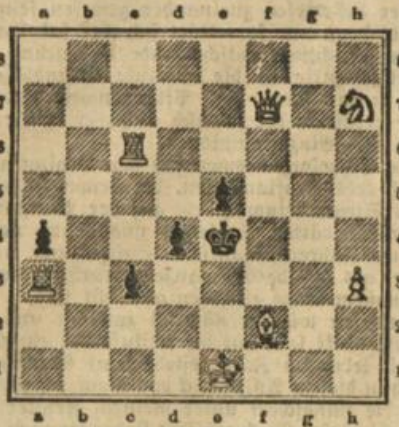
Gegen diesen Akt des Zusammenhaltens der Chromosomen müssen alle anderen Symbiosen noch einmal weit zurücktreten. Es ist der Höhepunkt einer friedlichen Vereinheitlichung: diese gegenseitige Hilfe des Vater- und Mutteranteils zum Bau des Kindes.

Schon vom Einzeller anhebend aber sehen wir gerade auch diesen Akt sich immer mehr in alle Zweige des Stammbaums hinein ausbreiten und festsetzen, bis endlich die ganze Fortpflanzung gar nicht mehr geht ohne ihn. Auch in diesem Sinne wäre kein Mensch, wenn er nicht wäre.

Und wieder sehen wir gerade ihn dann jenen ganzen Zauber mitheraufführen, der das höhere Liebesleben der Organismen auch sonst umgeben und beherrscht hat. Um diese beiden Zellen und ihre Chromosomen zu dem geheimnisvollen Genossenschaftswerk zu führen, sehen wir die vielzelligen Elternindividuen allenthalben noch einmal wieder, unabhängig von all jenen Symbiosen und Sozialhandlungen sonst, zu Friedensschlüssen, zu Gemeinschaften und gemeinschaftlichen Handlungen sich verknüpfen.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
S. Bopd.



2 ♠ (L9-L10 T)

In Form einer glossierten Partie bringen wir nachstehend das Ergebnis einer gemeinsamen analytischen Untersuchung, die unlängst in München stattfand.

Damenbauerneröffnung.

D. Przepiorka S. Alapin

1. d2-d4 d7-d5

2. Sg1-f3

Auf 2. Lf4 kann schädlos auch 2. e5! geschehen, während auf 2. e5! folgende andere Formen der Damenbauerneröffnung (inkl. 1. d4, d5; 2. e4, e6! oder 1. e4, e6!; 2. d4, d5 zc.) am bequemsten 2. e7-c6! erfolgen kann. Bei 2. Sf6; 3. e4, e6; 4. Sc3!, dxc4; 5. e3, b5; 6. a4, b4!; 7. Sbl., Sbd7; 8. Lxc4, e6 zc. entsteht ein für beide Teile schwieriges, noch unerforschtes Spiel.

Wunder gut ist 2. e7-c5? 3. d4xc5, e7-e6 (3. Sf6?) 4. e3! führt zum Text mit vertauschten Rollen, jedoch mit dem Unterschied, daß Weiß dann das wichtigere Tempo Sf3 voraus hätte.) 4. e2-e4! (Em. Lasker) 4. Lf8xc5 5. Lf1-b5! nebst event. e4xd5 und Stillierung des Bd5.

Mit 2. e6? wird ununterweise Lc8 eingeschränkt (was durch den Wertzug schädlos vermieden werden kann).

3. c2-c4!

Auf 3. e3 kann folgen: 3. Lf5!; 4. e4, e6; 5. Db3, Dc7; 6. Sc3, Sd7; 7. Ld2, Le7; 8. Te1, Dd6 zc. (wobei Lf5 jedenfalls freier steht als Ld2.)

3. d5xc4

4. e2-e3

Ober 4. a4, Lf5; 5. e3, Sa6; 6. Lxc4, Sb4 zc. Ober 4. e4, Sf6; 5. e5 (auf Sc3 folgt b7-b5 mit der Drohung b5-b4) 5. Sd5; 6. Lxc4, Sb6; 7. Lb3 (Ld3 wird mit Lg4 beantwortet) 7. Lf5; 8. Sc3, e6; 9. Lg5, Le7; 10. LxL, DxL; 11. Sd2, Sa6; 12. Se4, LxS; 13. SxL, 0-0-0; 14. Sd6!, Kb8; 15. Df3, Td7; 16. 0-0-0, Sd8 nebst event. Sa6-c7-d5 zc.

4. b7-b5

5. a2-a4 Dd8-b6

6. a4xb5

6. b3, cxb3; 7. Dxb3 (ab, cb führt zum Text) 7. bxa4 zc. Ober 6. Se5, Sd7!; 7. Df3, SxS!; 8. dxe5, Tb8; 9. Dg3, e6; 10. Le7, Se7; 11. e4 (um Se7-d5-b4 zu variieren) 11. a6; 12. Lg5 (sonst c6-c5 nebst event. Se7-c6-d4) 12. Sg6 zc. (Schwarz behauptet schädlos den Bauer.)

6. c6xb5

7. b2-b3

Bei 7. Se5, Sf6!; 8. b3, Sbd7!; 9. bxc4, SxS; 10. dxc5!, Sd7; 11. cxb5, e6!; 12. Lb2, Lb7; 13. Ld4, Le5 nebst event. Td8 be-

hauptet Schwarz übermächtigen Angriff für den Bauer.

7. c4xb3

8. Dd1xb3
In Betracht kommt 8. Se5, Sf6!; 9. Dxb3, e6; 10. Lxb5!, Sbd7 zc. Allerdings ohne Nachteil für Schwarz.

8. b5-b4

Besser war 8. Sd7; 9. Lxb5, Tb8 zc.

9. Db3-d5 Lc8-b7

10. Lf1-b5! Lb7-c6

11. Sf3-e5! e7-e6!

(Eine interessante Rettung!)

12. Lb5xc6!

12. Df3, Sf6 ist nicht besser.

12. Db6xc6!!

13. Dd5xc6!

13. SxD, exd5; 14. SxS, Txs; 15. Txax7, Sf6 zc. ohne Nachteil für Schwarz.

13. Sb8xc6

14. Se5xc6 Ta8-c8

(Dies ist die Pointe!)

15. Ke1-e2

Auf Ta8 oder Txa7 folgt Se7!

15. Te8xc6

16. Ta1xa7 Sg8-e7

17. Sbl-d2

Um den Springer ins Gesicht zu setzen. Besser jedoch 17. Tb7, Sc8;

18. Ld2, Tb6; 19. Te7, Tb8;

20. Thcl, Sb6; 21. Tlc6 (Sont Ld6)

21. Le7; 22. e4, Ld8; 23. Ta7,

Sc8; 24. Ta4, Kd7; 25. Te4, Le7

(ungünstig wäre Sd6?) 26. Tcxb4,

Sd6 zc. Allerdings wäre es auch

bier äußerst schwer, den Wehrbauer

zur Geltung zu bringen, weil alle

Bauern auf demselben Felder sich

befinden.

Bemerkte sei indessen, daß die er-

wähnte Dauernonfiguration eine fast

erzwingende Folge der Eröff-

nungsvariante ist!

17. Te6-c8

18. Sd2-e4 Se7-c6

19. Ta7-b7 Sc6-a5

20. Tb7-b5 Sa5-b3

21. Le1-d2 Sb8xd2

22. Ke2xd2 Lf8-e7

23. Th1-b1

Auf Tb7 folgt f7-f5 nebst event. Kf7.

23. Ke8-d7

24. Se4-c5! Le7xc5

25. d4xc5 Te8-b8

26. Tb1xb4 Tb8xb5

27. Tb4xb5 Kd7-c6

28. Tb5-a5 Th8-d8!

29. Kd2-e2! Td8-d5

30. g2-g4 h7-h5

31. h2-h3 h5xg4

32. h3xg4 g7-g5

33. f2-f4 f7-f5

Romis.

Wir sehen Mutter und Kind, Vater und Kind verknüpft.
Es wächst das heraus, was endlich zur Ehe geführt hat.
Es wächst, tief unten schon im Tierreich beginnend, das Ge-

nosenschaftsverhältnis von Eltern und Kindern, es wächst die Familie als eine Hochburg gegen seitiger Hilfe heraus.
Auf der anderen Seite schließt sich hier alles an, was individuelle Liebeswahl der Geschlechter betrifft und von hier wirkende Auslese. Wenn in Darwins Lehre von der „geschlechtlichen Zuchtwahl“ durch die liebenden Tiere ein Kern von Nüchternem steckt, so würden wir die Liebe hier sogar eine eigene Separatform von Zuchtwahl inszenieren sehen, die offensichtlich sehr viel friedlichere Wege geht als der rohe Existenzkampf des Fressens und Gefressenwerdens. Beim Menschen wird sich solche Liebeszuchtwahl auf keinen Fall ablehnen lassen.

Ueberblickt man aber diese ganze erdrückende Tatsachenfülle, so kann man sich dem Schluß wirklich nicht entziehen, daß friedliche Einigung, Gemeinschaft, gegenseitige Ergänzung und Hilfe im darwinistisch gedachten Entwicklungspiel die glänzendste Erfolgsvariante gewesen sein müsse. In einer überwältigenden Weise hat sie sich durchgesetzt, und wenn im Menschengeschehen jetzt endlich die Karten des großen Spiels aufgedeckt werden sollen und die Partie mehr oder minder mit Bewußtsein oder sagen wir wenigstens begleitet von philosophischen Erörterungen weitergespielt wird, so darf es wahrlich nicht wunder nehmen, wenn auch wir Menschen heute auf der Höhe geschichtlicher Entwicklung diese Urmelodie auf ganzer Linie weiterreiden.

Allerdings wird das Prinzip selber im Laufe der langen organischen Entwicklung noch Steigerungen erfahren haben. Solche Steigerung und Vertiefung setzt ja der Zuchtwahldarwinist bei all seinem Variantenspiel voraus. So sehen wir auf niederen Stufen der Entwicklung das Prinzip zwar schon zum Nutzen der Erhaltung der Art vielfach glänzend durchgeführt, wir sehen es aber doch gleichzeitig noch arbeiten mit starken Opfern an Individuen. Auf höheren Stufen sehen wir dagegen das Individuum als solches immer wertvoller werden, und die Hilfe nimmt entsprechend auch immer mehr darauf Rücksicht.

Wenn bei uns Menschen die Idealforderung auftaucht: jeder Mensch sei als unser Bruder zu achten, so wäre das im darwinistischen Nuhinne nur der Ausdruck der Tatsache, daß eben jedes Menschenindividuum bei uns bereits einen höchsten Wert vor dem Prinzip darstellt.

Auf das niedere, ältere Verhältnis stoßen wir dagegen noch, wenn wir die Art auch unseres gegenseitigen Hilfsverhältnisses etwa zu unseren Kulturpflanzen anschauen. Kein Zweifel, daß zwischen dem Menschen und unseren Getreidearten eine Symbiose besteht. Der Mensch braucht sie unbedingt. Die Pflanze in diesem Falle aber gedeiht in der Erhaltung und Ausbreitung ihrer Art aufs glänzendste seit Jahrtausenden im Schutz eben des Menschen. Dieser Schutz im ganzen wird aber nur erreicht durch Preisgabe einer Masse von Individuen oder doch Individuumkeimen in den Körnern an die Bedürfnisse des Menschen. Der Mensch dezimiert die Pflanze, erseht und überbietet den Ausfall aber durch seine planmäßige Hegung und Aussaat, so daß im Rechnungsabluß die Art Vorteil hat.

Das gleiche gilt von unseren schlachtbaren Haustieren und dem gehegten und nur in bestimmtem Prozentverhältnis besonnen abgesetzten Wildbestande unserer Kulturwälder.

Umgekehrt sehen wir bei gewissen Haustieren, dem Pferde und vor allen Dingen dem Hunde, das Schutz- und Achtungsverhältnis aber auch schon ausgesprochen mit dem Werte des Individuums als solchen rechnen. Das Einzelpferd, der Einzelhund werden uns wegen ihrer individuellen Vorzüge unschätzbar.

Und diese Achtung vor dem Individuum feiert dann ihren höchsten Triumph beim Menschen selbst. Artschutz und Individuenschutz werden hier eines. Was du einem Menschen tuist, das hast du allen getan.

Durchaus aber wäre auch hier die Auffassung des höchsten Menschentums nur eine einfache Steigerung innerhalb einer mindestens beim höheren Tier längst angelegten Linie. Der gewissenhafte Naturbeobachter, der nicht Theorien (auch nicht skeptische Phantastieorgien!) in die Tiere hineinzieht, sondern sich vom Geschehen schlicht belehren läßt, muß immer wieder staunen, wie tief der auffällige Unterschied des individuellen Benehmens, der Begriff des „flugen“ oder „dummen“ Exemplars schon in die obere und mittlere Tierwelt hineinreicht. Solche Werte konnten aber nicht dauernd belanglos vor dem Vorteil auch für die Art bleiben. Es mußte sich im Sinne Darwins eine wachsende Tendenz durchsetzen, den großen Vorteil der gegenseitigen Hilfe vor allem auch zum Schutz der Individuen durchzubriden. Jedes Verpulvern von Individuen umschloß allmählich die Gefahr, daß der beste Einzelwert mit unterging, den keine Masse ersetzen konnte.

Gerade diese „Heiligung des Individuums“ hat man freilich wieder „darwinistisch“, d. h. von denen aus, die da meinen, Darwin müsse die Hilfsethik negieren, noch einmal besonders anfechten wollen.

(Schluß folgt.)